



Jens-Jürgen Ventzki

berichtete von seinen Erinnerungen an seinen Vater, dem Oberbürgermeister (1941-43) der vom NS-Regime ins Deutsche Reich eingegliederten Stadt Łódź/Litzmannstadt.

Frau Vizepräsidentin!

Meine Damen und Herren Abgeordnete des Landtages!

Sehr geehrte Fraktionsvorsitzende!

Meine Damen und Herren!

Liebe Schülerinnen und Schüler!

Als ich vor Wochen – ich glaube, es ist drei Monate her – den Anruf bekam, dass ich hier vor Ihnen sprechen darf, hat mich das sehr berührt. Es ist das erste Mal, dass ich vor einem deutschen Parlament, vor Abgeordneten das Wort ergreife. Das hat für mich eine große Bedeutung und ich sehe es als einen demokratischen Prozess an, der hier in diesem wunderschönen Plenarsaal stattfindet. Daher ist es eine Ehre für mich, und ich bedanke mich ganz herzlich für die Einladung, sehr geehrte Frau Vizepräsidentin. Zusammen mit meiner Frau weiß ich das sehr wohl zu würdigen.

„Es ist das erste Mal, dass ich vor einem deutschen Parlament spreche.“

Ich möchte einen weiteren Dank aussprechen, der mir sehr am Herzen liegt, und zwar richtet er sich an die Gedenkstätte Wöbbelin. Ich danke ganz besonders Frau Ramona Ramsenthaler, die sich seit vielen Jahren für die wichtige Arbeit dort einsetzt und erfolgreich die Gedenkstätte leitet.

Der 27. Januar ist im Jahr 2005 von der UN zum internationalen Gedenktag an die Opfer des Holocaust deklariert worden. Aus diesem Anlass sind wir heute hier zusammengekommen. Die Verbindung zur Gedenkstätte des ehemaligen KZ Wöbbelin ist gegeben durch die Person des eben

erwähnten Natan Grossmann, der Anfang Mai 1945 dort von einer amerikanischen Luftlandeeinheit befreit worden ist. Er lebt in München und gerade zu dieser Stunde hat im Jüdischen Museum am Jakobsplatz in der bayerischen Landeshauptstadt eine Gedenkfeier begonnen, an der Natan als Zeitzeuge mit der Regisseurin Tanja Cummings teilnimmt. Natan Grossmann und ich sind Freunde geworden. Ich möchte noch einmal ausdrücklich Frau Ramsenthaler für ihre Arbeit in Wöbbelin danken.

(Beifall)

Im Jahr 2015, am 27. Januar, bin ich zusammen mit Natan und Tanja Cummings vom Jüdischen Weltkongress zur Gedenkfeier nach Auschwitz eingeladen worden. Es war eine große internationale Feier zum 70. Jahrestag der Befreiung von Auschwitz durch die Rote Armee. Ich war mehr als überrascht: warum werde ich eingeladen? Mir erschloss sich auf den ersten Blick kein Grund für diese Einladung. Doch es war eine ganz bewusste Geste: ich komme von der anderen Seite, der Seite der Täter. Und genau deshalb wollte der Gastgeber ein deutliches Signal senden. Ich möchte Ihnen heute davon berichten.

Es war ein unvergessliches Zusammentreffen an diesem 27. Januar vor dem ehemaligen Tor von Auschwitz-Birkenau mit vielen Staatsgästen. Bundespräsident Joachim Gauck, die Staatspräsidenten von Israel,



Gebannt hörten Schülerinnen und Schüler dem Gastredner zu.

Frankreich, Österreich und anderen Staaten waren ebenso anwesend wie über 100 Überlebende der Shoah und ihre Angehörigen. Eine große Feier mit mehreren Tausend Teilnehmern aus aller Welt. Das miterleben zu dürfen, war sehr, sehr beeindruckend. Sie kennen es vielleicht aus den protokollarischen Gepflogenheiten: die Staatsgäste legen Kränze nieder. Ich gehörte natürlich nicht zu den vordersten Reihen, sondern erreichte erst später zusammen mit Natan und Tanja den Ort der Kranzniederlegung. Es war schon dunkel und es herrschte dichtes Schneetreiben. Wir sind hinaus gegangen zu den Gleisen, ganz hinten zu der internationalen Gedenkstätte. Zwei, drei Scheinwerfer warfen ihr Licht ins Halbdunkle.

Einige Wachtürme und Reste von Baracken waren deutlich zu erkennen. Es war eine Szene, die mich unglaublich mitgenommen hat. Eine Szene wie in einem realistischen Spielfilm über den Holocaust. Auf der anderen Seite jenseits der Zaunanlage war lautes Hundegebell zu hören. Diese Szene war so erinnerungsbelastet und schmerzvoll, dass viele Menschen feuchte Augen bekamen. Das Leiden und Sterben rückten ganz nahe an uns heran.

„...und die sich tief in meinem Gedächtnis eingegraben hat.“

Mir war immer bewusst, dass man mich als Sohn des Nazi-Oberbürgermeisters von Łódź/Litzmannstadt, eingeladen hatte. Ich habe das mehr als eine Geste verstanden. Auf der Rückfahrt nach Krakau ins Hotel, im Bus, war ich innerlich so aufgewühlt, dass ich meine Frau anrief und ihr berichtete, wie schwer und traurig mir zumute war. Ich empfand aber auch ein großes Glücksgefühl. Zum ersten Mal empfand ich dieses Nebeneinander und fragte mich später, ob das möglich ist, Trauer, Schmerz und Glücksgefühle gleichzeitig zu empfinden? Ich ließ den Emotionen freien Lauf, denn ich konnte und wollte es nicht anders. Als Sohn eines Täters wurde ich vom Jüdischen Weltkongress eingeladen und durfte dabei sein. Das hat mich tief bewegt und ist zu einem Fixpunkt in meinem Leben geworden.

Eine weitere Szene hat mich ebenfalls sehr bewegt. Wir saßen am letzten Abend mit Überlebenden – wie alle diese oft traumatisierten Menschen im hohen Alter – im Hotel zusammen. Natan Grossmann war dabei, David Brin aus Tel Aviv und noch ein weiterer Herr aus den USA. Er hatte große Probleme mit dem Sprechen. Als Opfer von Josef Mengele hat er die ganze Wucht „medizinischer“ Wahnsinnsforschungen der Nazis zu spüren bekommen. Josef Mengele hatte ihm seinen Kehlkopf dabei so zerstört, dass er



Minister Till Backhaus sowie die Abgeordneten Elisabeth Aßmann und Rainer Albrecht (von li.).

nur ganz schwer sprechen konnte. Er war nur mit Hilfe eines Apparates und damit auch nur ganz schwer zu verstehen. Doch man konnte ihn verstehen. Er wusste, wer ich bin. Er machte eine Geste, die ich nie vergessen werde und von der ich auch jungen Menschen erzähle. Er legte seine Hand auf meine Schulter und deutete mit seiner anderen Hand an seinen Hals auf einen winzig kleinen, kaum sichtbaren Apparat, eine Art Mikrofon einer Spezialfirma aus Köln, und sagte: „Deutsches Fabrikat aus Köln.“ Er wollte mir damit sagen: „Du als Sohn eines Täters, schau, deutsche Wertarbeit. Mit deutscher Wertarbeit kann ich überleben.“ Das war für mich eine so bewegende Szene, von der ich immer wieder erzähle und die sich tief in meinem Gedächtnis eingegraben hat.

Ich möchte Ihnen dazu noch aus einem Dokument zitieren. Zum Hintergrund: Es gab in Erfurt die Firma „Topf & Söhne“. Manche von Ihnen kennen diese Firma oder den Namen vielleicht. Das waren die Ofenbauer, die die Vernichtungsöfen gebaut haben, in Auschwitz, in Buchenwald, in Mauthausen. Darüber gibt es Dokumente, aus denen ich Ihnen kurz vorlesen möchte.

An die

Zentrale-Bauleitung der

Waffen-SS und Polizei Auschwitz

Krematorium, betrifft Baustellenbesuch von unserem Herrn Prüfer.

Wir erhielten Ihr Telegramm:

„Wegen der umfangreichen, ganz vordringlichen Bauarbeiten ist Anwesenheit von Oberingenieur Prüfer jede Woche zwei bis drei Tage unbedingt erforderlich rückdrahte Zustimmung“, was wir hiermit bestätigen.

Hierauf teilen wir Ihnen höflich mit, dass wir gern bereit sind, unseren Herrn Oberingenieur Prüfer des öfteren zwecks Kontrolle der dortigen Arbeiten nach Auschwitz zu entsenden. Stets gerne für sie beschäftigt empfehlen wir uns Ihnen bestens.¹

Das sind die Leute, die deutschen Ingenieure, die diese Öfen gebaut haben. Es ging um Kapazitätssteigerung, es ging um Effektivität, um deutsche Technik. Und dann kommt – auf seinen Hals weisend – dieser Überlebende in Auschwitz auf mich zu und sagt zu mir: „Deutsche Wertarbeit!“

Das sind Dinge, die ich sehr verinnerlicht habe, von denen ich berichten muss, ich kann und will es nicht für mich behalten. Und ich stelle das

¹ *Annegret Schüle, Industrie und Holocaust, Topf & Söhne – Die Ofenbauer von Auschwitz, Göttingen 2010, S. 454.*



Jens-Jürgen Ventzki sprach zum ersten Mal in einem deutschen Landesparlament.

bewusst gegenüber, weil es mir sehr wichtig ist, was Menschen, Überlebende uns heute berichten und was wir davon für uns übernehmen können.

Ich möchte Ihnen noch etwas Anderes vorlesen. Aus einem Brief meines Vaters an seinen Stellvertreter, Dr. Marder, in Litzmannstadt:

Hindelang, den 9. März 1942:

Ich genieße ansonsten in vollen Zügen Ruhe und herrlichste Wintersonne. Wir haben es hier in jeder Hinsicht gut getroffen. Hoffentlich halte ich nun die vier Wochen auch aus, das ist zum Schluss immer sehr problematisch. Wegen der Finanzierung des Ghettos teilte ich Ihre Bedenken eigentlich schon vor Wochen. Man kann also getrost noch kurze Zeit die weitere Entwicklung abwarten. Der mir vorgelegte Antrag war in diesem Falle zu dürftig. Es wird sich ja alsbald herausstellen, ob die nicht arbeitsfähigen reichsdeutschen Juden uns verbleiben und dann monatlich von Reichs wegen bezuschusst werden müssten oder ob sie mit unter die ‚Aktion‘ fallen. Ich persönlich glaube das letztere und damit wäre die Sache in der Tat erledigt.

Das Schreiben endet mit folgendem Satz: „Meine Frau sitzt neben mir und missbilligt schärfstens diesen offenbar rein dienstlichen Gruß.“²

Aussage meines Vaters am 19. April 1968 vor dem Amtsgericht Bonn in der Strafsache gegen den frühen SS-Obersturmbannführer Rolf-Heinz Höppner: „Solange ich Oberbürgermeister in Łódź war, habe ich weder dienstlich noch außerdienstlich etwas von Ausrottungsmaßnahmen gegen Juden erfahren.“³

2 Handschriftlicher Brief von Werner Ventzki an Dr. Marder März 1942, Staatsarchiv Łódź, zitiert aus: *Seine Schatten, meine Bilder: Eine Spurensuche*, Jens-Jürgen Ventzki, Studienverlag 2011, Innsbruck.

3 Bundesarchiv 162 (Ludwigsburg) / 20047, Bl. 137.



Jens-Jürgen Ventzki las im Plenarsaal auch aus Briefen seines Vaters vor.

Der Brief aus Hindelang ist ein wichtiges Dokument für mich ganz persönlich, weil ich darin zum ersten Mal schwarz auf weiß gelesen habe, dass mein Vater, der mit meiner Mutter und meinem Bruder in Hindelang im Allgäu einen Winterurlaub verlebte – er schreibt dazu: „Vier Wochen Winterurlaub bei schönstem Wetter.“ –, dass mein Vater über den Mord an den Juden genau Bescheid gewusst hat und das auch gewollt hat. Gemeint sind „nichtarbeitsfähige“ Juden aus dem Reich, die ins Ghetto deportiert wurden. Wenn er noch dazuschreibt „damit wäre die Sache in der Tat erledigt“, können Sie sich vorstellen, dass mich das immer wieder wie einen

harten Schlag trifft. Solche Dokumente lese ich, um zu erfahren, was mein Vater für ein Mensch war. Und sie sind das Fundament für meine jetzige Arbeit.

„Dieses Gefühl, dass meine Eltern beide akzeptierten,
was da zu Papier gebracht wurde...“

Es geht dabei auch um die Frage: Was waren die Täter für Menschen? Wir beschäftigen uns sehr viel mit den Opfern. In der Forschung ist man in den letzten zwei, drei Jahren auch stark dazu übergegangen, sich intensiver mit der Täterseite zu beschäftigen. Meine Frau und ich waren vorletztes Jahr in Mauthausen, beim dortigen Dialogforum, das jeweils im September eines Jahres stattfindet. Dort ging es um die Täterseite, um die Biographien der Menschen, die verantwortlich für den Tod so vieler Menschen waren.

Der Zusatz in dem Brief meines Vaters ist sehr aufschlussreich: „Meine Frau sitzt neben mir und missbilligt schärfstens diesen offenbar rein dienstlichen Gruß.“ Das war damals die Umgangssprache. Es zeigt, dass mein Vater mit seinem Stellvertreter Dr. Marder auch privaten Kontakt hatte. Meine Mutter war eine Frau, die oft Regie geführt hat. Wenn ich mir jetzt diese

Szene vorstelle in Hindelang: meine Eltern sitzen auf der Terrasse in der Wintersonne und meine Mutter hat vielleicht kontrolliert, was mein Vater geschrieben hat. Dieses Gefühl, dass meine Eltern beide akzeptierten, was da zu Papier gebracht wurde...

Wir haben zu Beginn des heutigen Abends etwas aus der Tageschronik des Ghettos Litzmannstadt gehört. Ich möchte jetzt etwas aus dem Ghetto eines bestimmten Tages, von einer bestimmten Situation vorlesen. Dazu einige Erklärungen: Anfang September 1942 gab es im Ghetto eine große Razzia. Die Deutschen hatten von Chaim Rumkowski, das war der Älteste der Juden, verlangt, 15.000 bis 16.000 Menschen zur Deportation zu melden, die in Chelmno/Kulmhof vernichtet, vergast werden sollten. 15.000! Es sollten Kranke, Alte und Kinder unter zehn Jahren für diese Mordaktion ausgesondert werden.

1. September 1942: 700 Kranke und Kinder werden aus den Krankenhäusern und Heimen des Ghettos verschleppt und nach Chelmno deportiert.

4. September 1942: Rede von Chaim Rumkowski an die Bewohner des Ghettos: ,Das Ghetto ist von einem schweren Schmerz getroffen. Man verlangt von ihm das Beste, was es besitzt: Kinder und alte Menschen. Mir war es nicht vergönnt, ein eigenes Kind zu haben, und deswegen habe ich meine besten Jahre dem Kind gewidmet. Niemals habe ich mir vorgestellt, dass meine eigenen Hände das Opfer zum Altar bringen müssten. Nun, im Alter, muss ich meine Hände

ausstrecken und betteln. Brüder und Schwestern, gebt sie mir! Väter und Mütter, gebt mir eure Kinder!

5. September 1942: Eine allgemeine Gehsperrung wird verhängt.⁴

„Gehsperrung“ war die Bezeichnung einer Verordnung, die Chaim Rumkowski auf Befehl der Deutschen ausführen musste, wonach die Menschen in ihren Wohnungen, in den Zimmern bleiben mussten. Sie durften nicht auf die Straße, damit die Kommission mit ihren Listen die dort verzeichneten Menschen ohne Störungen aussondern konnte. Das sollte eigentlich der jüdische Ordnungsdienst organisieren.

7. September 1942: Bis zum 12.09. werden noch einmal 16.000 Menschen nach Chelmo deportiert. Diesmal sind es alle Kinder unter zehn Jahren sowie schwache und alte Menschen, die als nicht mehr arbeitsfähig gelten. Da der jüdische Ordnungsdienst offenbar nicht effektiv genug arbeitet, nimmt die Gestapo die Durchsuchung des Ghettos in die eigene Hand. Im Ghetto beginnt die Menschenjagd, die alle bisherigen Deportationen an Brutalität übertrifft. Kinder werden aus den Wohnungen, Kranke aus den Krankenhäusern auf die Straße geworfen. Im Verlauf der Deportation werden mindestens 60 Menschen im Ghetto ermordet, viele bei dem Versuch, ihre Kinder zu retten.⁵

⁴ Józef Zelkowicz, *In diesen alpträumenhaften Tagen - Tagebuchaufzeichnungen aus dem Ghetto Łódź/Litzmannstadt, September 1942*, Wallstein Verlag, Oktober 2015.

⁵ Ebenda.



Es ist das erste Mal, dass der Landtag zur Feierstunde anlässlich des Holocaust-Gedenktages einen Redner von der Seite der Täter eingeladen hat.

Diese Szene wird beschrieben von Josef Zelkowicz, einem jüdischen Journalisten aus Łódź, der ins Ghetto umsiedeln musste und ebenfalls Tagebuchaufzeichnungen hinterließ. Wir haben also nicht nur die Chronik, sondern Gott sei Dank, auch noch viele weitere schriftliche Dokumente aus dem Ghetto.

Über die genannte Szene Anfang September 1942 schreibt Josef Zelkowicz: „Deshalb sitzen die Menschen in ihren Wohnungen. In vielen ist sogar kein Licht angezündet. Warum sollte man auch? Weshalb sollten die Leute ihren eigenen Schmerz und ihre eigenen Tränen in den Gesichtern

anderer sehen wollen? In anderen Stuben wiederum, und zwar in jenen, in denen sich Kinder befinden, die vom entsetzlichen Befehl betroffen sind, wurden die Lampen angezündet. Die besten Betten wurden heute den Kindern überlassen. Die Eltern stehen um sie herum, nicht um den Schlaf der Kinder zu bewachen oder die schlimmsten Ghettofliegen und Wanzen von ihnen zu jagen, sondern um sie in den letzten gezählten Stunden, die ihnen noch gemeinsam verbleiben, zu betrachten und sich die Gesichter ihrer Kinder gut ins Gedächtnis einzuprägen.“⁶

„ Wenn sie die Wohnungen und die Häuser verlassen,
werden sie gleich erschossen... „

Diese Szene, die wir hier geschildert bekommen, ergibt ein sehr realistisches Bild über die Grausamkeiten, die damals geschahen. Man muss sich einmal vorstellen, wie die Menschen in ihren Wohnungen sitzen und in Todesangst auf die Kommission warten. Wenn sie die Wohnungen und die Häuser verlassen, werden sie gleich erschossen. Was wir uns immer wieder vor Augen führen müssen, ist dieses Warten auf den Tod. Das Warten der

6 *Ebenda.*



Jens-Jürgen Ventzki im Gespräch mit Abgeordneten des Landtages.

Menschen damals im Ghetto, nicht nur in Łódź/Litzmannstadt, sondern auch in anderen Ghettos oder in den Konzentrationslagern. Dieses Warten mussten die Menschen ertragen.

Das war für mich der Auslöser, mich intensiver mit der Biographie meines Vaters, mit seinem Wirken in meiner Geburtsstadt auseinanderzusetzen und aktiv zu werden. Der Weg führte nach Wien. Leon Zelman, 2007 verstorben, war der erste Jude, zu dem ich einen persönlichen Kontakt bekam. Er war im ähnlichen Alter wie Natan Grossmann und ebenfalls als Jugendlicher im Ghetto. Getroffen habe ich Leon Zelman zum ersten

Mal in der österreichischen Hauptstadt. Eine Journalistin hat dieses Treffen vermittelt. Natürlich habe ich mich nicht selber getraut, als Sohn eines Nazi-Täters einen Überlebenden anzusprechen. Daher habe ich die Journalistin gebeten, uns zusammenzubringen. Als wir uns im Café Europe am Wiener Stephansplatz zum ersten Mal trafen, hat Leon Zelman mir die Hand gegeben und sie nicht losgelassen. Ein Handschlag ist normalerweise eine Sache von ein paar Sekunden. Nein, er hat sie nicht losgelassen. Wir sind zusammen, fast Hand in Hand, ins Café gegangen. Vielleicht nach einigen Minuten löste sich dann die Hand. Aber dieser Moment, wie ein Überlebender aus dem Ghetto Łódź/Litzmannstadt mir die Hand reicht... Es war für uns beide ein sehr bewegender Moment, und für mich eigentlich die Initialzündung für meine heutige Arbeit.

Meine Frau und ich – wir leben in Österreich – waren und sind immer wieder in Wien und haben Leon Zelman in seinem Büro am Stephansplatz besucht. Er hat viel erzählt und wir wollten es hören! An einem schönen Sommertag in Wien in einem Eiscafé – die Stadt war sehr belebt, die Menschen gingen in die Boutiquen, in die Geschäfte, kauften ein, erzählten vom Urlaub, wie wir von Nachbartischen hörten – zitierte Leon Zelman wörtlich aus dieser Rede von Chaim Rumkowski: „Väter und Mütter, gebt mir eure Kinder!“ Und Leon Zelman fragte mich, ob ich wüsste, wo das Plakat sei. Es gab ein Originalplakat, einen Aushang im Ghetto, der als Bekanntmachung über die angeordneten „Gehsperre“



Rund 90 Schülerinnen und Schüler aus Schwerin nahmen an der Gedenkveranstaltung teil.

informierte. Ich konnte ihm das nicht beantworten, weil ich nicht wusste, in welchem jüdischen Museum oder in welcher Gedenkstätte sich heute dieses Plakat befindet.

Leon Zelman war derjenige, der mich aufforderte, etwas zu tun. Dafür bin ich ihm und in der Folge auch Michael Checinski und Natan Grossmann, die mir Gleiches auftrugen, sehr dankbar. Es ist mir immer sehr wichtig, Menschen gegenüber zu sitzen, die mir Gelegenheit geben, an ihrem schweren Schicksal teilzunehmen und ihnen zuzuhören.

Leon Zelman berichtet aus dem Ghetto:

„Die Nacht verbrachten wir je zu zweit auf schmalen Holzpritschen, andere auf den nackten Fußböden, manche auf ihren Koffern schlafend. So voll waren die ungeheizten Räume, dass die menschlichen Leiber einander wärmten. Plötzlich rissen uns Befehle aus dem Schlaf: Hinaus, hinaus! Wir mussten in den schneebedeckten Hof. Sie befahlen uns, die Hosen herunterzuziehen und unsere Notdurft zu verrichten. Männer wie Frauen mussten auf einem Balken Platz nehmen. Mit Schlägen zwangen sie die Unwilligen hinauf. Scheißen, scheißen, befahlen sie. Und: Lachen, lustig sein! Als die Ersten nicht gleich gehorchten, wurden sie erschossen. Lachend mussten wir in der Kälte unsere Notdurft verrichten. Sie fotografierten uns dabei aus allen Perspektiven. Warum ertrugen wir Szenen wie diese? Weil wir nicht verstanden, worum es geht, weil wir nicht ahnten, dass diese Fotos einem Propagandaauftrag der Nazis dienten. Weil wir nicht wussten, dass mit ihnen gezeigt werden sollte, dass es sich beim Juden nur um Ungeziefer handelte. Roh und kulturlos, Männer und Frauen, Kinder gemeinsam scheidend, dabei lachend. Weil wir schon am Anfang der Ghettozeit durch erlittene Nazibrutalitäten abstumpften.“⁷

7 Leon Zelman, *Ein Leben nach dem Überleben, aufgezeichnet von Armin Thurnher, Wien 1995, 2005.*

„Leon Zelman gab mir etwas mit auf dem Weg,
das auf einem Tonband aufgezeichnet ist...“

Er schreibt noch weiter: „Aus Angst ums Überleben sollten unsere niedrigsten Instinkte geweckt werden. Durch Verweigerung der nötigen Nahrung und Ausbeutung unserer Arbeitskraft sollten wir auf das Niveau dumpfer Arbeitstiere gedrückt werden, bis wir krepieren oder einander des Fressens wegen umbrachten. Juden sind Tiere, die lachend miteinander scheißen, Ungeziefer, das zu töten nicht nur straflos bleibt, sondern verdienstvoll ist. Das war die Botschaft. Wir sollten dem Bild angeglichen werden, das sie sich von uns machten.“⁸

Leon Zelman gab mir etwas mit auf den Weg, das auf einem Tonband aufgezeichnet ist und in ähnlicher Formulierung auch von weiteren Zeitzeugen zu hören ist: „Ich suche einen Zeugen, der auf der anderen Seite gelebt hat. Ich weiß, Sie können mir nicht viel helfen, aber Sie können mir einfach zuhören und die Dinge bestätigen, mit denen ich lebe und nicht fertig werden kann. Ich will diese Erinnerung irgendwie teilen. Sie sollen bestätigen, dass das mein Leben war, denn bis jetzt

8 *Ebenda.*



Die Schülerinnen und Schüler zeigen sich beeindruckt von dem, was Jens-Jürgen Ventzki zu berichten hatte.

haben sich Juden untereinander getroffen und sich mit ihren Erinnerungen gequält.“

Und weiter: „Bürdet das Reden nicht uns Juden auf, dass wir uns herabwürdigen, die Menschen zu zwingen, das nicht zu vergessen. Lasst uns in Ruhe! Ihr habt die moralische Pflicht, diesen Weg zu gehen und diese Arbeit zu leisten und das weiterzuerzählen. Ich will, dass die Leute selbst aufschreiben, dass nicht immer wir diejenigen sind, die aufschreiben müssen.“

Auschwitz-Birkenau, Chelmno/Kulmhof, Treblinka, Buchenwald, Dachau, Mauthausen es gibt viele Gedenkorte, und was wir zur Kenntnis nehmen, ist, dass das System Tod von diesem Regime verwaltet und betrieben wurde. Es ging um Ausgrenzung, Ausbeutung und Vernichtung von Juden, Sinti und Roma, Homosexuellen, von geistig und körperlich behinderten Menschen, in der Sprache der Nationalsozialisten von „Volksschädlingen“, von „lebensunwertem Leben“, ein Räderwerk, das Ineinandergreifen sollte und dies auch getan hat. Eine Maschinerie setzte sich in Bewegung, die von Hunderttausenden in Gang gehalten wurde.

„Nächstes Jahr in Jerusalem.“

Im Jahr 2005 lud ein überlebendes Ehepaar des Ghettos Łódź/Litzmannstadt, Tosha und Michael Checinski, meine Frau und mich zu ihnen nach Israel, nach Haifa ein. Er, der noch als Professor gelehrt hatte, lebte damals im Sommer mit seiner Frau in Garmisch-Partenkirchen. Wir haben uns oft getroffen. Er hat sehr, sehr viel aus dem Ghetto erzählt. Es war uns sehr wichtig, aus dieser Quelle wie auch von anderen Überlebenden viel über das Leben und Sterben, über die Zwangsarbeit im Ghetto und den Versuch, im Ghetto jüdische Identität wachzuhalten, zu erfahren. Irgendwann fielen dann die berühmten Worte: „Nächstes Jahr in Jerusalem“, der traditionelle Wunsch, der am Ende des Sederabends zu Beginn des Pessach-Festes

ausgesprochen wird. Wir haben das nicht wörtlich, nicht als an uns gerichtete Aufforderung verstanden. Aber Michael Checinski hat das ernst gemeint. Und tatsächlich reisten wir im Frühjahr 2005 für zwei Wochen – es war die Zeit des Pessach-Festes – nach Haifa in diese wunderschöne Stadt am Karmelgebirge. Michael, der ebenso wie seine spätere Frau Tosha und Natan Grossmann aus dem Ghetto im August 1944 nach Auschwitz deportiert wurde, zeigte uns bei einem Gang über die einzigartige Panoramastraße von Haifa seine eintätowierte Nummer auf seinem Unterarm. Ein Augenblick, der in der Erinnerung wie so viele andere sehr präsent ist. So manche bewegende Begegnung und Erlebnisse in Israel führten zu Freundschaften, bis es vor ein paar Jahren auch zur Freundschaft mit Natan Grossmann kam.

In München arbeite ich im neuen NS-Dokumentationszentrum in zweistündigen Seminaren mit Schülerinnen und Schüler der 9., 10. und 11. Klasse zusammen, wobei das Gespräch, Zeit für einen Dialog im Vordergrund steht. Es geht dort nicht nur um meinen Vater. Denn es ist auch wichtig, den Fokus immer wieder auf Details zu richten. Zum Beispiel – und das liegt mir auch sehr am Herzen – die Sprache der Nazis zu thematisieren. Viele von Ihnen kennen von Victor Klemperer „LTI - Die Sprache des Dritten Reiches“. In diesem Grundwerk setzt sich der Dresdner Romanistikprofessor Victor Klemperer mit der Sprache der Nazis auseinander.



Bewegt verfolgten die Abgeordneten und Gäste die Gedenkveranstaltung.

Hier ist der Bogen sehr schnell zur heutigen Zeit geschlagen. Wir leben seit zehn Jahren in Österreich, und Sie wissen alle, was sich jetzt dort in der Politik und Gesellschaft ereignet. Es fängt oft so harmlos an. Zum Beispiel habe ich vor zwei, drei Monaten in einer zugegeben rechten, einschlägig bekannten österreichischen Zeitung gelesen: „Die Juden und die europäischen Völker“. Es ist diese Ausgrenzung: „Die Juden und die europäischen Völker“. Das klingt relativ unverfänglich für die Leute, die sich wenig damit beschäftigen. Aber das ist natürlich Kalkül. Das macht uns in Österreich



Im Anschluss an die Gedenkveranstaltung im Plenarsaal stand Jens-Jürgen Ventzki noch lange Rede und Antwort.

jetzt gerade sehr viel Kummer. Wir, meine Frau und ich, sind keine österreichischen Staatsbürger, als deutsche Staatsbürger bzw. EU-Bürger besitzen wir nur auf kommunaler Ebene das Wahlrecht. Die Situation verändert sich gerade in diesem Land. Es gibt einen neuen Innenminister, es kommen fast täglich Pressemeldungen über antisemitische, fremdenfeindliche und rechtspopulistische Zwischenfälle, die in der Regel aus dem Lager der Urheber völlig wahrheitswidrig als „Einzelfälle“ abgetan werden. Doch es werden als Gegenpol dazu auch aufklärerische Filme, Bühnenstücke und

Literatur präsentiert, über die man sehr gut mit jungen Menschen diskutieren kann. Es sind Dinge, die von jungen Menschen vielfach angenommen werden, und das macht Mut.

Über Populismus kann man sicher lange streiten. Ich aber glaube, dass Österreich inzwischen ein ziemlich gespaltenes Land ist. Man merkt das vor allem an den Wahlergebnissen, aber auch an den vielen Dingen, die in diesem Land (aber nicht nur dort!) jetzt so salopp hingesagt werden. Die Gefahr besteht eben darin, dass man sich an solche Dinge sehr, sehr schnell gewöhnt. Welche Folgen dann möglich sind, kann man sich leicht ausmalen. Diesen Bogen zu spannen von der Vergangenheit in die Gegenwart erscheint mir heute besonders notwendig zu sein.

Noch etwas anderes ist mir sehr wichtig: das Holocaust-Mahnmal in Berlin. Meine Frau und ich sind regelmäßig ein- oder zweimal im Jahr in dieser Stadt, in der ich früher häufig beruflich zu tun hatte. Jedes Mal besuchen wir auch das Holocaust-Mahnmal. Ich erinnere mich, wenn ich das noch richtig im Kopf habe, dass das Mahnmal des Künstlers Peter Eisenman eigentlich ohne Informationsbox gebaut werden sollte. In der Stiftung kam man dann aber auf die Idee, etwas in den Gesamtkomplex zu integrieren, wo sich Menschen genauer informieren können. Dann wurde unterirdisch gebaut. Sie kennen das alle. Wenn wir dort hinkommen, sind wir jedes Mal sehr positiv überrascht über das große Interesse der Menschen. Sie gehen



Jens-Jürgen Ventzki erhielt viel Beifall für seinen Vortrag.

in die Räume, lesen ganz in Ruhe. Es sind nicht nur Schulklassen, die einen Pflichttermin absolvieren. Nein, es sind Touristen, Menschen aus vielen Ländern aller Altersstufen, einzelne Besucher, die sich Zeit nehmen, zu lesen, sich alles anzuschauen. Es gibt diesen Raum, wo Stille herrscht, wo man auf dem Boden die Auszüge aus Briefen von Holocaustopfern liest. Da sitzen die Leute minutenlang, lesen. Und es gibt diesen Raum, wo Sie Stimmen hören können. Das ist etwas sehr Beeindruckendes.

Welchen Schluss sollten wir daraus ziehen? Es geht darum, was wir sehen, was wir erleben und was wir erkennen. Und wir sehen, dass die Menschen diese Gedenkstätten, diese Denkmäler als unverzichtbare Räume zur Begegnung mit Geschichte und dem menschlichen Leiden dringend brauchen. Ich erinnere mich noch an eine Ausstellung. Ich glaube, es war vor zwei Jahren am Pariser Platz in Berlin. Die ersten 300, 400 Meter gab es Stellflächen mit Fotos, mit Zeittafeln, da standen die Leute und haben alles in Ruhe gelesen. Es war keine Hektik zu spüren. Oder sehen Sie das Mahnmal für die im Nationalsozialismus ermordeten Sinti und Roma Europas auf der anderen Seite des Pariser Platzes im Tiergarten – die Menschen bleiben stehen und lesen. Das ist doch ein Zeichen, wie wichtig sie sind und dass wir diese Denkmäler brauchen.

So ist das Holocaust-Mahnmal im Herzen von Berlin auch ein Denken an die Taten, die diesem Gedankengut der Nationalsozialisten entsprungen sind und die den Tod von Millionen Menschen bedeutet haben. Und, ich füge hinzu, in der Spiegelung die Verrohung und Entmenschlichung der Täter zeigt.

Ich möchte ganz deutlich auf die Notwendigkeit der Erinnerungskultur hinweisen. Erinnerungskultur, das ist nicht nur ein Teil unserer Kultur, sondern Bestandteil eines jeden Menschenlebens. Und es ist nicht gut, sich nicht zu erinnern, nicht zurückzuschauen auf die Vergangenheit.



Vizepräsidentin Beate Schlupp dankte Jens-Jürgen Ventzki für seine eindringlichen Schilderungen.

Es gab einmal eine Kultur, wo man über Politik, über Demokratie im besten Sinne gesprochen hat. Wenn man das tut, ist schon viel gewonnen. Aber wenn ich sage „bloß nicht über Politik reden“, weil ich zu einer Geburtstagsfeier oder zu einem Jubiläum eingeladen bin und Angst habe, es könne die Festgesellschaft sprengen, dann ist viel verloren. Ich komme aus der Verlagsbranche und bin aufgewachsen in einer Atmosphäre guter Redner: Willy Brandt, Heinrich Böll, Ernst Bloch. Vor allem die Friedenspreisträger des Deutschen Buchhandels waren große Redner, denen man zugehört

hat. Und am nächsten Tag wurde darüber gesprochen. Das ist etwas, was ich heute vermissen.

Lassen Sie mich mit einem Zitat enden: „Erinnern ist nicht produktiv als Erinnern an das, was war, sondern wird nur fruchtbar, wenn es zugleich an das erinnert, was noch zu tun ist.“ Das hat Ernst Bloch gesagt. Dieses Zitat ist eine dringende Aufforderung an uns alle, nicht zu schweigen, weiterzu-erzählen, tätig zu sein jeder in seinem Umfeld, in seinem Bereich – gerade jetzt, wo es um uns herum genügend Anlässe gibt, etwas zu tun.

Ich bedanke mich ganz herzlich für die Einladung. – Danke.

(Beifall)